

Die Anfänge der deutschen Jugendliteratur im 18. Jahrhundert

Göhring, Ludwig

Leipzig, 1967

Wilhelm Hey

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95538](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-95538)

Wilhelm Hey.

(Zuerst erschienen 1889 im „Pädagogium“ 11. Jahrg. Mit Benützung gleichzeitiger Aufsätze in der „Deutschen“ u. „Bayr. Lehrerztg.“ Jahrg. 1889.)

„Es hat manch schöner Segen
Weit über meines Hoffens Ziel
Auf diesem leichten Kinderspiel
Durch Gottes Huld gelegen.“
W. Hey.

1.

Im Jahre 1833 zeigte der Berthessche Verlag das Erscheinen eines Buches an: „Fünfzig Fabeln für Kinder. In Bildern, gezeichnet von Otto Speckter. Nebst einem ernsthaften Anhang.“ Der Verfasser war nicht genannt, gerade kein günstiges Zeichen. Und auch der Titel war nicht eben verlockend. Denn seit den Zeiten des seligen Stoppe, des Hauptes der Hirschberger Dichterschule — und das waren gerade 100 Jahre her — hatte es förmlich Fabeln für Kinder gehagelt: Äsopsche Fabeln, Gellertsche Fabeln, Fabeln im Geschmacke Lafontaines und Weizses, Fabeln mit Bildern und ohne Bilder, selbsterfundene Fabeln, bearbeitete Fabeln und Fabelsammlungen, Fabeln mit Vorreden und Anhängen, Fabeln mit Erklärungen und Fabeln mit beigefügten Tugendspiegeln. Was konnte nach solch fabelhaftem Reichtum fürder noch Neues und Gutes kommen? Was die Philanthropenzeit an Kinderpoesie gezeitigt hatte, war mit wenig Ausnahme eine Bänkelsängerei gewesen, und was später, angeregt durch unsre Klassiker und Romantiker, in den zwei ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts für Kinder gedichtet worden, war bestenfalls eine annehmbare Frucht der Kunstlyrik, wie sie jedem „süßen“ Frauenalmanach zur Zierde gereicht hätte — aber eigentliche Kinderpoesie war es nicht.¹⁾ Die meisten berufsmäßigen Kinderpoeten hatten ein Reis der Reflexionsdichtung derb beschnitten und in die Jugendliteratur eingepflanzt, wo es nicht gedeihen und nicht sterben konnte und dahinwelkte. Da geschah es, daß in den dreißiger Jahren ein neuer Trieb ansetzte und gedieh.

1) Die Literaturgeschichte kennt eine große Ausnahme: es sind Rückerts „Fünf Märlein zum Einschlafen,“ die er Weihnachten 1813 für seine kleine Schwester schrieb.

Erfaßt von der Bedeutung nationaler Volksdichtung, hatte man dieses Mal einen Zweig des Volksliedes okuliert, und siehe: was der Kunftlyrik versagt blieb, gelang der Volkspoesie: sie weckte neues und starkes Leben. Seit dem Auftreten Hoffmanns von Fallersleben, Gülls und Heyns als Jugenddichter besitzen wir ein eigentliches Kinderlied. Bei Heyn laufen allerdings die Fäden nicht so offen bis zu den Volksweisen zurück, wie bei dem Germanisten Hoffmann und dem Bewunderer von „Des Knaben Wunderhorn“ — Güll. Seine grenzenlose Bescheidenheit, mit der er die eigene Person stets in den Hintergrund stellte, gibt keine Aufschlüsse über etwaige Beeinflussungen und Anregungen aus seiner umfassenden Literaturkenntnis. Nur aus der Aehnlichkeit etlicher seiner Kinderverse mit den Reimen im Anhang zum Wunderhorn läßt sich indirekt auf eine intimere Bekanntschaft mit demselben schließen.

Wer war dieser Moses, der inmitten der Wüste eine frische Quelle auftreten ließ? Es war ein schlichter, tiefgelehrter Dorfpfarrer, dessen berufliches Wirken an den Grenzen seines Kirchspiels zu Ende ging, der sich selbst aus der Öffentlichkeit in die ländliche Stille zurückzog, wo ihn fast keine Seele verstand und wo man ihm nur mit Undank lohnte. Zu Leina, einem Kirchdorfe in der Nähe Gotha, am 26. März 1789 als der Sohn des dortigen Pfarrers geboren, seit seinem dritten Jahre mutterlos und in beschränkten Verhältnissen herangewachsen, kam Heyn erst nach Gotha unter die Zucht von Friedrich Jacobs, worauf er die Universitäten Jena und (von 1810 bis 1811) Göttingen bezog. Bis zu seiner ersten Anstellung in Töttelstedt an der Nordgrenze von Sachsen-Gotha (1818) arbeitete er als Hauslehrer in Holland und Privatlehrer am Töchterinstitut seiner späteren Schwiegermutter Grosch zu Gotha. Das neue Amt schuf ihm kein besseres Leben; die Besoldung war schmal und die Frau beständig frank. Sie starb, als Heyn eben um ihretwillen einen Ruf als Prediger in Rom abgelehnt und sich nach Gotha hatte versetzen lassen, die geringe Stelle Töttelstedt mit einer noch geringeren, das geliebte Land mit der ungeliebten Stadt vertauschend. Der herzliche Verkehr mit einigen Gothaer Familien wie die Berthessche hielt ihn darum nicht ab, die Hauptstadt 1832 wieder zu verlassen und sein letztes Amt zu Ichtershausen an der Gera anzutreten. Seit jener Zeit, in welche auch seine zweite Heirat fällt, blieb ihm die Not, die bisher allzugetreue Begleiterin, fern. Nach einem über zwanzigjährigen Wirken starb er dort am Magenkrebs den 19. Mai 1854, tätig bis zum letzten Atemzug.

Heyn war nach den Schilderungen seiner Bekannten ein kleiner, hagerer Mann¹⁾ in peinlich sauberer Kleidung, infolge einer

1) Von Heyn existiert kein Bild. War sein Widerwille gegen jegliche Porträtaufnahme nur Ausfluß seiner übergroßen Bescheidenheit oder

tüchtigen Gläze und der vielen Runzeln älter aussehend, als er in der Tat war, ein eifriger Turner mit gewandten Bewegungen, — gleichwohl aber im gesellschaftlichen Verkehr eckig. Sein unschönes Gesicht mit den klugen Augen verschönte sich jedoch durch den Widerschein der Herzensgüte. Denn gerade darin klingen alle Stimmen zusammen, daß Hey neben einer seltenen Intelligenz ein noch selteneres tiefes Gemüt besaß. „Er war ein Mann und ein Kind, voll Ernst und Heiterkeit, sehr streng und sehr milde, voll dialektischer Schärfe und Gewandtheit und voll unmittelbarer gemütlicher Hingabe und Empfindung“, erzählte Eduard Löffius, der im Pfarrhause zu Töttelstedt sich für die Oberklassen des Gymnasiums vorbereitete. Und Dr. Ferdinand Beneke zu Hamburg, sein Schwager, urteilte: „Bei einer großen Unabhängigkeit des Charakters erscheint das reine, edle Herz und das liebreiche, grundgütige Wesen seines Gemütes doppelt liebenswürdig. Als Theologe ist er ein ganz entschiedener Gegner der Rationalisten von Profession, als Gelehrter ist er ungemein vielseitig gebildet und nicht ohne Weltkenntnis. Dies erhöht das Interesse seiner Unterhaltung, wie seine feinen Sitten den Verkehr mit ihm nur erfreulicher gestalten. — Seine Frau macht er unbeschreiblich glücklich.“ Ungeheuchelte Frömmigkeit, rastlose Arbeitslust, Strenge gegen sich und Güte gegen andere: das waren die markantesten Züge seines Charakters. Zu diesen trefflichen Eigenschaften gesellte sich noch der liebenswürdigste Humor, eine tiefgehende Neigung zu Kindern und — alles übrige überragend — die grenzenloseste Bescheidenheit. Sein ganzes Leben war eigentlich ein Opfer der Wohltätigkeit und Bescheidenheit — und hätten sich nicht Freunde seiner angenommen, Hey wäre zeitlebens für die Welt ein Unbekannter geblieben. So war es im Jahre 1816, wo ihn seine Freunde Chr. Bunsen, K. Lachmann und Chr. Aug. Brandis zur Herausgabe seiner „Gedichte“ drängten, so war es lange Jahre später bei der Veröffentlichung seiner Fabeln. Die Eigenart jener Gedichte mochte einer weiten Verbreitung allerdings nicht förderlich und der geteilte Erfolg wiederum für weitere Veröffentlichungen nicht ermunternd gewesen sein. Die poetische Produktion Hey's beschränkte sich in der Folge auf Gelegenheitsgedichte, die er teils in seiner

zum Teil vielleicht die Folge einer — verzeihlichen Eitelkeit? — Dr. Hansen erzählt in seinem weitschweifigen Buch: „W. Hey nach seinen Briefen“ eine Anekdote, die freilich nichts von Eitelkeit verrät. Zu Hey wäre einmal die Frau eines Trunkenbolds gekommen und hätte ihm geklagt, wie sie ihr Mann geprügelt habe. Hey erwiderte ihr, er mische sich nicht gerne in eheliche Zwistigkeiten, aber sie möge ihrem Mann mit dem Pfarrer drohen. Darauf hätte die Frau geantwortet: „Ach, Herr Subberdent (Superintendent), das nutzt mir nichts. Das hab ich schon oft getan. Dann sagt er immer: Na, was soll mir denn der kleine dürre Schneider!“ Hey konnte bei diesem Kompliment kaum das Lachen verbeißen.

Mappe zurückbehieilt, teils im Kreise von Freunden verschenkte. So kam es auch, daß er zur Zeit seines Gothaer Aufenthaltes und des regen Verkehrs mit der Familie Berthes den Kindern Reime mitbrachte,¹⁾ wie etwa ein anderer Zucker- oder Backwerk mitbringt, — Verse, auf die er sicherlich weniger Wert legte als die Beschenkten, welche sie bald auswendig lernten und auch dem Großvater hersagten. Der alte Berthes entdeckte sofort als kluger Verleger in den tändelnden Strophen ein Talent, mit dem Ruhm und Geld verdient werden konnte; er forderte Hey auf, in diesem Ton mehr zu schreiben und es zu veröffentlichen. Nach mancherlei Sträuben, Überlegungen und Besprechungen entstanden endlich gegen den Mai 1833 die „Fünfzig Fabeln“, welche mit den Zeichnungen des Hamburger Malers Otto Speckter (damals 25 Jahre alt) einen durchschlagenden Erfolg erzielten. Nach langer Fahrt zwischen nachgeäfften Machwerken stand man plötzlich vor frischer Ursprünglichkeit. So groß war der Erfolg von Dichter und Zeichner, daß im nächsten Jahre — 1834 — bereits eine (wohlfeile) Neuauflage erscheinen mußte. Inzwischen — im Oktober 1833 — hatte Hey an einer zweiten Sammlung zu arbeiten angefangen, bereits Vorhandenes ergänzt und gesichtet und Neues ersonnen. Bis zur Vollendung dieses zweiten Teils verstrichen jedoch noch 4 Jahre. Dann erschienen im Herbst 1837 „Noch 50 Fabeln, gezeichnet von Otto Speckter“. Wer aber der Dichter der Verse war, stand auch in der zweiten Sammlung nicht zu lesen. Der alszubeschiedene Hey hatte es so gewünscht! Das zweite Halbhundert erfreute sich zwar nicht der gleichen Ver-

1) Dr. Th. Hansen, teilt 13 Gedichtchen mit, welche sich in Hey's Nachlaß gefunden haben und vermutlich der Anlaß zu seiner Jugendschriftstellerei geworden sind. Zwei mögen weiter unten Platz finden. (Nr. 13 findet sich wenig verändert im Anhang zum ersten Teil der Fabeln.) Den äußeren Anstoß gab folgender Vorfall: Zu Hey, der während seiner Gothaer Tätigkeit auch die Waisenpflege übernommen, kam eines Tages ein Waisenknafe und klagte über Zucken zwischen den Fingern. Hey in seiner Einfalt schickte ihn zu seiner Freundin, der Frau Becker (der Tochter des alten Buchhändlers Berthes), die vielleicht besser als er Bescheid in dieser seltsamen Krankheit wußte. Die Frau Hofräätin erschrikt, glaubt schon ihre Töchter angesteckt und wäscht dem unvorsichtigen Pfarrherrn tüchtig den Kopf. Um sie zu versöhnen, bringt Hey einige Tage später den Kindern einige Verse mit.

Mutter manchmal böse ist,
Wenn ihre Fanny was vergißt.
Lieb' Mutter! Sei nicht böse mehr!

3. Die arme Fanny weint so sehr.
Glaub' nur, daß sie's nicht wieder tut:
Lieb' Mutter, sei nur wieder gut!"

Sophie, wo ist der Papa?
Ist wieder einmal nicht da,
Ist in der Expedition.
Doch horch! Die Teller klappern schon,

5. Die Tür geht auf,
Nun kommt er heraus;
Nun gehen wir zu Tische groß und klein,
Essen Braten und trinken Wein.

bereitung wie das erste; doch erfuhr auch diese Spende, die sich nicht an Wiederholungen früherer Effekte genügen ließ, sondern für neue Verse auch neue Gegenstände fand, immerhin freundliche Aufnahme. Heute sind beide Teile zu einem Buche vereinigt, welches in den verschiedensten deutschen Ausgaben,¹⁾ sowie in englischen, französischen und italienischen Uebersetzungen einen der größten Bucherfolge erzielte.

Ein großer Teil der Fabeln Heyns ist bald in die Schullesebücher übergegangen und gehört heute noch zu deren eisernem Bestand. Auf solche Art ist Hey noch populärer geworden als durch sämtliche Gesamtausgaben.

2.

Wir schieben hier eine kurze Bemerkung über die Struktur der Heynschen Fabeln ein.

In ihrer ursprünglichen Fassung gaben sie in 6 Verszeilen lediglich ein Gespräch zweier Tiere, oder eines Kindes mit einem Tier oder auch mit einem leblosen Gegenstand. Zum Exempel:

Knabe: „Ziege, wolltest du mir wohl sagen,
Warum du mußt Bart und Hörner tragen?“
Ziege: „Den Bart hab' ich, daß du kannst zupfen dran,
So lange mir das Spiel steht an;
Die Hörner, daß ich dich fort kann jagen,
Wenn ich's nicht länger will ertragen.“

Das war doch mindestens viel liebenswürdiger ausgedrückt als in trockener Prosa: „Die Ziege wehrt sich mit ihren Hörnern.“ Weil aber 6 Verszeilen nach der Anschauung des Verlegers „kein Format gaben“ — die Bilder waren unterdessen auch schon fertig gezeichnet —, mußte Hey ein zweites halbes Dutzend Zeilen hinzuliefern. Diese zweiten Hälften sind nun teilweise allerdings mehr geraspelt als gefeilt; indessen ist es der Verstechnik des gewandten Pfarrherrn nicht übel gelungen, die Anschweißstellen zu verdecken. Sie lassen meist den einmal angeschlagenen Ton nachklingen, ohne einen neuen Gedanken hinzuzufügen; gewöhnlich bringt die zweite Hälfte eine Bestätigung dessen, was die erste hat vermuten oder worauf sie hat schließen lassen. Sie hätte wegbleiben müssen, wären die Fabeln für Erwachsene bestimmt gewesen; Hey hat jedoch Leser von 4—7 Jahren vorausgesetzt, und für dies kleine, im selbsttätigen Weiterdenken und Selbstausmalen ungeübte, naive Publikum besteht die zweite Hälfte im großen und ganzen insofern zurecht, als sie den Abschluß gefälliger und witziger bietet, als das Kind ihn zu bilden vermocht hätte.

Da lachte der Knabe: „Wir wollen seh'n!“
Er faßt sie am Bart, — sie ließ es gescheh'n.

1) Außer den ursprünglichen Illustrationen Otto Speckters hat der Münchener W. Pfeiffer Bilder zu Heyns Fabeln gemalt.

Göhring, Die Anfänge der deutschen Jugendliteratur.

Nun macht er's zu derb, sie stieg in die Höh'
Und stieß ihn recht tüchtig, — er rief: „O weh!“
Doch bald hat er wieder sein Leid vergessen
Und holt ihr ein Bündel Heu zu fressen.“

Freilich: nicht in allen Fällen ist es Hey gelungen, eine der ersten Hälften gleichwertige zweite zu finden, und nicht immer bleibt die Bruchstelle unsichtbar.¹⁾ Auch verwässert und verwischt der Zusatz, weil er eben mehr gearbeitet als gedichtet ist, ja er bricht gar manchmal der sechsten Zeile direkt die Spitze ab.

Was nun aber den Inhalt der Fabeln anlangt, so ist von aller Anfang festzuhalten, daß diese Fabeln keine Fabeln in dem Sinne Aesopscher, Lafontainescher oder Gellertscher Dichtungen sind. Sie berichten zwar auch von dem Reden und Tun der Tiere oder lebloser Gegenstände und spinnen leise Beziehungen hinüber zum Treiben und Tun der Menschen; aber wenn die Aesopschen Fabeln aus einer erzählten Begebenheit einen Gedanken oder einen Satz der Lebensklugheit herausentwickeln, der um so tiefer wirkt, je leichter hinter der Tiermaske der Mensch zu erkennen ist, beschränken sich Hey's sogenannte Fabeln auf eine epische Schilderung der nächsten Umgebung des Kindes, auf Einzelbilder menschlicher und tierischer Eigenschaften. Sie sind nicht episch wie jene, sondern de scriptiv.

Hey's Fabeln beschreiben, während die der anderen erzählen; hier geschieht etwas, dort wird eine Situation ausgemalt, ein Zustand, eine Eigenschaft geschildert. — Der Fuchs z. B. spielt da und dort die Rolle des Schlaufkopfes. Bei den alten Fabulisten muß er jedoch erst durch ein Geschehnis ein Beispiel seiner List geben: er muß etwa erst dem eitlen Raben schmeicheln und über dessen Gesang in Ekstase geraten, damit ihm der Käse und dem geneigten Leser die beabsichtigte Lehre zuteil werde. Hey dagegen gibt keine pointierte Handlung, ja auch mit Hinzuziehung der nachgedichteten zweiten Hälften überhaupt keine eigentliche Handlung. Er setzt die Kenntnis des spezifischen Tiercharakters einfach voraus und konstruiert so aus bekannten, in die Augen springenden Eigenschaften und Verhältnissen heraus die Gespräche, den Kern seiner Fabeln.

Man könnte sonach, insofern bei den wirklichen Fabeln aus einem Experiment ein Lehrsatz abgeleitet wird, von einer Art induktiver Methode sprechen. Bei Hey wäre dagegen die Methode deduktiv. Er setzt den Lehrsatz als bekannt und erwiesen voraus: Der Fuchs ist ausgemachtermaßen ein Dieb, dem List über Gewalt geht. Aber wie macht es der Rotkopf zum Beispiel? — Das Verhalten in einem gewissen Fall, eine Episode zu schildern, stellte sich Hey zur Aufgabe. Ein Teil der Fabeln begibt sich

1) Vgl. im 1. Teil Nr. 9, 12, 24 u. 33, im 2. Teil 4, 31, 46 u. 50.

sogar der Gegenüberstellung zweier Charaktere oder des (sonst mit trockenem Humor gezeichneten) Widerspiels von Vorsatz und Ausführung,¹⁾ und bietet somit nicht mehr als ein Genrebild,²⁾ zuweilen auch nur ein unbedeutendes Stillleben.³⁾

Die Empfindung oder die Erkenntnis des deskriptiven Charakters der Fabeln — ich weiß nicht, bis zu welchem Grade er sich dessen bewußt geworden — war es auch, die dem bekannten Seminardirektor R. Kehr seinerzeit einen eigenartigen Versuch wagen ließ: die Heysschen Fabeln zur Grundlage des ersten Anschauungsunterrichtes zu machen. Der Versuch ist in der Folge auch gelungen und hat weitere Bearbeitungen nach sich gezogen.⁴⁾ Denn Heyss Strophen sind in der Tat nichts als eine dichterische

1) I, 41: Truthahn und Truthähnchen. I, 40: Sau. II, 41: Hirsch, II, 21: Hase.

Sau.

„Kinder,“ spricht die Mama,
„Hört mir zu und folget ja,
Müßt nur recht manierlich sein,
Immer euch halten sauber und rein,
Nicht euch wälzen auf allen Wegen,
Nicht euch in jede Pfütze legen!
Und wie sie selbst es stets getan.

Und wie es von ihr die Kinder sahn,
So lernten sie's auch mit Fleiß und
Müh',
Und machten es ganz und gar wie sie.
Sie wollten nichts Bessres, nichts
Schlechteres sein:
Es wurde ein jedes wieder ein Schwein.

2) Unter vielen z. B. I, 2: Vogel am Fenster. I, 3: Schneemann.
„Seht, den Mann, o große Not!
Wie er mit dem Stocke droht,
Gestern schon und heute noch,
Aber niemals schlägt er doch.
Schneemann, bist ein armer Wicht,
Hast den Stock und mehrst dich nicht!“

Freilich ist's ein gar armer Mann,
Der nicht schlagen noch laufen kann.
Schleierweiß ist sein Gesicht.
Liebe Sonne, scheine nur nicht!
Sonst wird er gar wie Butter weich
Und zerfließt zu Wasser gleich.

3) Hierher gehören z. B. I, 25: Kind und Buch. II, 49: Milchtopf und Wassereimer. II, 19: Schinken und Bratwurst.

Schinken: Bratwürstchen, du dort im Tiegel, sag',
Was nur so schön hier riechen mag!

Bratwurst: Schinkchen, das weiß ich gut genug,
Ich habe ja selbst den schönsten Geruch.
Ich schwinge hier auf dem Feuer ein wenig,
Drum riech' ich so schön als wie ein König.
Dem Würstchen wird es im Tiegel heiß,
Daß es nicht mehr zu bleiben weiß.
Köchin, wo steckst du nur so lange?
Feuer, das brennt, ihm wird so bange.
Köchin, sei doch nicht so dumm,
Komm nur geschwind und wende es um!

4) „Der Anschauungsunterricht für Haus und Schule auf Grundlage der Hey-Speckterschen Fabeln im Anschluß an W. Pfeiffers 12 Wandbilder. Herausg. von R. Kehr.“ Der nächste Schritt war die „Fibel. Unter Zugrundelegung der Hey-Speckterschen Fabeln, sowie der an diese sich anschließenden Kehr-Pfeifferschen Bilder für den Anschauungsunterricht, bearbeitet von Kehr und M. Verbig.“

Abschilderung der kindlichen Umgebung, ein poetischer Anschauungsunterricht. Hey warf über Dinge des Alltags den verklärenden Schimmer der Poesie und hat diese Alltagswelt durch dichterische Wärme verschont und den abgestumpften Augen wieder anziehend gemacht.

Indes, es wäre besser gewesen, den von Haus aus schmalen Stoff nicht zu 100 Fabeln auszustrecken. Wie sehr sich auch Hey bemühte, Neues zu ersinnen, geriet er doch in Wiederholungen, in ein oftmaliges Variieren desselben Gedankens, und der Wechsel des Personals konnte das Einerlei der Situationen nicht verdecken.¹⁾ Oder aber, wenn er der Monotonie zu entrinnen gedachte, geriet er ins Forcierte und Bizarre, ins Platte und ins leere Reimgeklapper, ins Hasten nach noch nie Dagewesenem.²⁾

Man braucht diese Fehler nicht verhehlen und darf Hey dennoch als Kinderpoeten schätzen. Was innerhalb so eng gesteckter Grenzen zu erreichen war, hat er erreicht. Die Kleinen sind gepackt von der harmlosen und gutmütig satirischen Art Heyns: sie fühlen aus der Schilderung der Tierwelt die beabsichtigte Beziehung auf sich, so leise sie auch angedeutet, heraus, und damit wird Hey auch dem genügt haben, der die Jugendschriften zu allererst auf ihre Lehrhaftigkeit prüft.

3.

Ist für den Unterricht die Bedeutung der Fabeln in die Augen springend, so ist der Einfluß der (in den Anhängen enthaltenen) Lieder auf junge Hörer und Leser weniger wägbar. Ein Kindergedicht ist am wenigsten ein literarischer Zeitzünder, dessen Wirkung sich mit unfehlbarer Sicherheit vorausbestimmen läßt. Es ist ein Reim, der unter Dornen, auf den Weg und den Bögeln zum Raube fallen kann und in den wenigsten Fällen

1) Vgl. z. B. II, 41: Der Hirsch mit II, 29: Hase; II, 9: Fuchs und Gans mit I, 42: Fuchs und Ente und II, 14: Wolf vor der Gitterfür. II, 12: Kanarienvogel und Henne. II, 48: Zwei Hunde.

2) Z. B. II, 49: Milchtopf und Wassereimer. II, 47: Gänsechen. II, 24: Seehund und Möwe. II, 16: Puppe. II, 46: Affe und Knabe.

Knabe: Dort auf dem Apfelbaum, ei sieh!

Affe, was machst du da, häßlich Vieh?

Affe: Knabe da unten, was schimpfest du mich?

Sollst es schon fühlen! Jetzt treff ich dich.

Knabe: Affe, Herr Affe, wie bös bist du,
Wirfst mir vor Born die Apfel zu.

So trieben sie's eine Weile fort;

Es rief der Knabe manch neckend Wort,

Der Affe geriet in Born und Wut

Und warf nach ihm manchen Apfel gut.

Ein ganzes Dutzend hob jener auf,

Nun ging er von dannen in schnellem Lauf.

die vielfache Frucht des Evangeliums trägt. Von den Liedern Heys ist viel weniger die Rede als von seinen Fabeln, und doch stehen sie ungleich höher als diese. Sie liegen überwiegend auf religiösem Gebiete und besitzen darum weit mehr als die Fabeln von dem Fleisch und Blut jener „Gedichte“ aus dem Jahre 1816. Auch sind sie nicht der Anregung des alten Berthes, sondern dem eigenen Bedürfnis Heys entsprungen, der, nachdem er eben mehr für den Kopf gesorgt, nun auch für das Herz der Kinder wirken wollte. In ihnen hat er sich, ungehindert von Rücksichten auf Format und Wahl des Stoffes, ganz gegeben, wie er fühlte, als eine zarte, lyrische Natur. Wenn in den Fabeln zuweilen die Verstechnik vornöten war, den spröden Stoff zu bewältigen, blieb in den Liedern der Reimer vom Dichter völlig verdrängt. Denn ist nur der Inhalt tief genug empfunden, so gibt sich die äußere Form von selbst.

Was die religiöse Kinderdichtung, wie man sie bisher gekannt, mißtrauisch betrachten ließ, war das Ueberwuchern der Tendenz über das Dichterische. Tränenelige, methodistisch-pietistische Traktätschen-Fabrikate oder trockene, banale Moralpaufen, diese Steine hatte man statt Brots geboten. Hey ging nicht vom Dogma aus. Er sah die Gottheit nicht allein zwischen den Blättern der Bibel und Kirchenlehren, sondern überall, im Innern des Menschen, draußen in der Natur, in dem frischen Grün des Waldes und der Blüte des Strauches. Er malte sie nicht als den unversöhnlich finstern Gott der Juden, auch nicht als den kalkulierenden himmlischen Rechenmeister der Deisten und nicht als das aus philosophischen Erwägungen konstruierte, verschwommene Wesen Basedows; — er malte einen Gott, fassbar für Kinder, dem die Welt ihr Dasein dankt, den das Kind aus den biblischen Geschichten kennt und an den es so oft im Jahre erinnert wird. Inmitten seiner gewohnten Umgebung, der Vögel, Blumen, der Wiesen und Bäche, der Eltern und Geschwister, der Nächsten überhaupt, sollte das Kind zur Erkenntnis des gütigen himmlischen Vaters kommen. Und hatten die Verse auch eine ausgesprochene Tendenz — die nämlich, Dankbarkeit und Liebe zu wecken: diese Absicht störte und verlegte nicht.¹⁾ Die Religion, die Hey predigte, war nicht finster und von menschlichen Sätzen getrübt; sie war ein heiteres, schönes Christentum. Nur einer hatte zuvor ähnlich gesungen: Novalis, der auf Hey so mächtigen Ein-

1) Wenn am Abend Mann und
Kind,
Tier und Vogel müde sind,
Gott der Herr hat's schon geseh'n,
Sonne heißt er untergeh'n.
Schickt die stille Nacht hernieder,

Spricht zu ihr: „Nun decke du
Alle meine Kinder zu,
Bring zur Ruh' die müden Glieder!“
Sich, da kommt die liebe Nacht,
Wieget uns in Schlaf ganz sacht.
Nur der liebe Vater wacht.

fluß geübt hat. Ein Novalis der Kinder ist denn dieser auch geworden: weich und innig empfindend und aus den Tiefen der eigenen Überzeugung schöpfend. Wenn das Wort gebräuchlich wäre, könnte man Heys religiöse Gedichte einen ersten religiösen Anschauungsunterricht heißen. Vom Herzen gekommen, fanden die Lieder darum auch gar bald den Weg zum Herzen. Welches Kind hätte sie nicht schon gesungen und gerne auswendig gelernt, (denn sie lernen sich wie von selber):

Böglein im hohen Baum, Klein ist's man sieht es kaum . . . —	Das Kind läuft in den Garten, Kam lange nicht hinaus . . . —
Weißt du, wie viel Sterne stehen An dem blauen Himmelszelt? —	Zwei Augen hab' ich, klar und hell; . . . —
Aus dem Himmel ferne, Wo die Englein sind . . . —	Es ist kein Mäuschen so jung und klein, Es hat sein liebes Mütterlein
Glöcklein klingt, Böglein singt, Wie ein jedes kann und weiß . . . —	Wer hat die Blumen nur erdacht — Alle Jahre wieder Kommt das Christuskind . . . —

Und welcher Lehrer hätte im Kindesauge noch nie die Freude aufblitzen sehen, wenn er die Geige stimmt, um eines dieser Lieder in der einfach schönen Vertonung, die sie gefunden haben, singen zu lassen?

Ja der gestrenge Herr Lehrer selbst, den das Handwerk für so mancherlei stumpf gemacht hat, auch er kann sich Hey gegenüber einer Art Frühlingsstimmung nicht erwehren.

Dabei darf man die künstlerische Form der Hey'schen Lieder nicht zu gering werten. So ungezwungen fließend, so sangbar, so gefällig, so einfach und natürlich sind nicht allzuviiele Gedichte in der gesamten Jugendliteratur zu finden.

Hey ist im Vereine mit Hoffmann von Fallersleben und Güll, die um dieselbe Zeit als Jugendpoeten auftraten, der Begründer des heutigen Kinderliedes geworden. Sie haben in die Jugenddichtung wirkliche Poesie gebracht, Sonnenschein in ein frostiges Haus. Sie haben auch selbdritt einen bislang verächtlich behandelten, aber gutherzigen Gesellen zu seinem Recht verholfen; dem Humor; sie haben das Pedantische und Philisterhafte, die kalte Moral, das leere Geschwätz von Tugend und die pietistische Flennerei zur Kinderliteratur hinausgeföhrt und die ewig schöne und heitere Natur hereingeführt. Hey gebot nicht über die plastisch wirkende, derbgesunde Darstellungsart Hoffmanns von Fallersleben; er kannte nicht die dramatische Knappheit Gülls und hatte verhältnismäßig nur wenig Farben auf seiner Palette. Was er schuf, besaß einen Zug ins Weichliche; aber die Innigkeit der Empfindung stellt ihn gleichwohl in eine Reihe mit jenen. Er ist im Triumvirat der ersten echten Kinderdichter der liebenswürdige, gemütliche Maler Himmels und der Erden.